

Die Brandstifter sitzen im Parkett

Wir brauchen Literatur, die an unsere Menschlichkeit appelliert

Die Voraussetzung, daß die menschliche Vernunft recht behält, ist eine Biedermanns-Voraussetzung.

(Nietzsche, Der Wille zur Macht)

In seiner Rezension der empfehlenswerten Sommerlektüre im Feuilleton der Zeit vom 22.06.23 äußert Daniel Kehlmann, dass Max Frischs *Biedermann und die Brandstifter* noch aktuell ist. Seine Analyse führt er an der Verfilmung mit Helmut Qualtinger und Leopold Rudolf durch. So wird das Stück jetzt ja auch goutiert. Zielpersonen der Botschaft, die Rätsel aufgibt, sind dann die Bürger, die am Fernseher sitzen. Sie haben die Tagespolitik im Sinn, wenn sie versuchen, die Botschaft zu entschlüsseln. Vielleicht sind es die „Asylbewerber oder woke Gesellen, denen sich das ängstliche Bürgertum nicht entgegenzustellen wagt“, die sich als Brandstifter entpuppen. Oder sind es die Rechten, die arglose Biedermänner ausnutzen? Kehlmanns Frage „Möchte hier also Frisch etwa vor dem Altruismus warnen?“ demonstriert die eigentliche Aktualität des Stückes, das Max Frisch an sein Theaterpublikum gerichtet hat, mit der provokativen Titelunterschrift „Ein Stück ohne Lehre“. Er glaubte wohl nicht an ein Publikum, das die Moral der Geschichte für sich selbst annehmen kann. Zumindest wollte er sie vor vorschnellen Schlüssen bewahren.

Die Burleske im Tagebuch von 1948, die Max Frisch nach der kommunistischen Machtübernahme in der Tschechoslowakei geschrieben hat, vermittelt viel mehr als Kritik an der Gutgläubigkeit einer bürgerlich-demokratischen Gesellschaft, die den Anfängen nicht wehrt.

Eines Morgens kommt ein Mann, ein Unbekannter, und du kannst nicht umhin, du gibst ihm eine Suppe und ein Brot dazu. Denn das Unrecht, das er seiner Erzählung nach erfahren hat, ist unleugbar, und du möchtest nicht, dass es an dir gerächt werde. Und dass es eines Tages gerächt wird, daran gebe es keinen Zweifel, sagt der Mann.

So beginnt die *Burleske*. Was *dich* motiviert, einen Unbekannten aufzunehmen, ist die Befürchtung, am Unrecht teilzuhaben, das dem Unbekannten zugefügt wurde. Das zeigen die kommentierenden Anmerkungen des Autors: „und du kannst nicht umhin“, „das Unrecht ist unleugbar, und du möchtest nicht, dass es an dir gerächt werde.“ Die Kommentare drücken dann noch deutlicher die Haltung des Gastgebers aus, der den Unbekannten nicht „weschickt“, sondern ihm außer Suppe und Brot auch noch „recht“ gibt. Es folgt eine Argumentation, die das Ausmaß der spießbürgerlichen Feigheit ganz ungeschminkt zeigt:

Du bist einverstanden mit ihm, denn wärest du es nicht, müßtest du sozusagen zugeben, daß du selber Unrecht tust, und dann würdest du ihn vielleicht fürchten. Du willst dich aber nicht fürchten. Du willst auch nicht dein Unrecht ändern, denn das hätte zu viele Folgen. Du willst Ruhe und Frieden, und damit basta!

Auf die Tagebuchskizze „Eine Burleske“ folgt 1953 das Hörspiel *Herr Biedermann und die Brandstifter*. In der Rolle des Verfassers kann er dort direkt kommentieren. War die Distanz des Lesers zum Erzähler schon mit dem „du“ der *Burleske* gering, so ordnet sich hier der Autor sogar als Protagonist unter die Hörspielfiguren ein. Aber nicht nur diese Stilmittel, sondern auch die sarkastische Entlarvung der Doppelmoral schließen den Autor als Schuldbewussten in die Kritik der Philister ein. Er kann ja nicht unterstellen, dass dem Leser diese Gedanken durch den Kopf gehen, wenn er sie nicht selbst hat. Vor allem wenn er eine Grenze zieht, die der Leser bewusst so nicht ziehen kann: „Du nimmst dir nicht vor, kein Unrecht zu tun; das hätte, wie gesagt, zu viele Folgen.“ Gemeint ist die Überschreitung oder Missachtung eines Gebots mit der Konsequenz zu sündigen und dann beichten, bereuen und umdenken zu müssen. Dagegen ist doch Freundlichkeit eine sanfte

Entscheidung. Gegen Schlaflosigkeit und Grübeleien gibt es Schlafpulver. Statt sich eisernen Moralgesetzen zu unterwerfen, kann ein aufgeklärter Bürger, der an das Gute im Menschen glauben, edel sein, hilfreich und gut. Sogar den Knastbruder, der wegen Brandstiftung gesessen hat, nimmt er auf. Dessen Offenheit und seine Menschenkenntnis schaffen Vertrauen. Bei einer frommen Legende als Bettelkure stellt sich der rechte Glaube wieder ein und du kannst sogar „fast“ auf das Schlafpulver verzichten: „am Abend, da du trotz ehrlichem Gähnen nicht schlafen kannst, liest du wieder einmal das Apostelspiel von Max Mell, jene Legende, die uns die Kraft des rechten Glaubens zeigt, ein Stück schöner Poesie; mit einer Befriedigung, die das Schlafpulver fast überflüssig macht, schläfst du ein ...Und am anderen Morgen, siehe da, steht das Haus noch immer!“

Max Frisch zweifelt an der Gesellschaft, der er selbst auch angehört, und an ihren Bürgern, die auf unehrliche, scheinheilige und feige Weise vorgeben, geistigen Werten zu folgen, die in Wirklichkeit in ihrem Leben keine Rolle spielen. Er zweifelt an seinen Lesern und an seinem Publikum. Seine Frustration angesichts der Indifferenz des Publikums treibt seine satirischen Warnungen der Burleske, die im Hörspiel expliziter und eindringlicher werden, im Nachspiel zum Theaterstück in den blanken Zynismus. Nicht der Schweizer Spießbürger ist aber das Ziel seiner einschneidenden Beobachtung: Seldwyla, den idyllischen Ort, den er von Gottfried Keller übernommen hat, gab es nur im Hörspiel. Auch nicht der Nachkriegsdeutsche, der die Kriegsschuld aufarbeiten will und sich von einer Kollektivschuld distanziert. Schon eher der Musterdemokrat, der den Anfängen nicht wehrt: Der tschechische Präsident war sich seiner demokratischen Regierung so sicher, dass er als Beweis seiner Loyalität gegenüber Moskau den Kommunistenführer Klement Gottwald zum Premierminister ernannte. Am 23. Februar 1948 sagte er den Studenten, die gegen die geforderte Demission der 12 nicht kommunistischen Minister bis zur Prager Residenz zogen, er habe die Situation unter Kontrolle. Hoffte er, dass die kommunistischen Brandstifter, die sich am 21. Februar versammelt hatten, sein Haus nicht anzünden? Am 25. Februar übernahmen 12 kommunistische Minister die Macht. Der Umsturz von Prag ist der Anlass, der Max Frisch zu einer schonungslosen Analyse antreibt. Nicht die Politik ist aber sein Objekt, sondern Herr Biedermann, der mit all seinem Wissen nichts gelernt hat, was ihm in der Not helfen könnte.

Wenn wir einem Autor gerecht werden wollen, der im Schreiben seine Mission sieht, müssen wir sein Selbstverständnis anerkennen. Dann steht auch nicht zur Diskussion, bis zu welchem Grad er auf das Schreiben als Brotverdienst angewiesen ist. Hat ein schreibender Arzt oder ein Lehrer, der mit seinem Sprachunterricht seinen Lebensunterhalt bestreitet, deshalb weniger Schreibrechte? Hat nur derjenige eine ästhetische Mission¹, der sich bedingungslos seinem Talent ausliefert, sei er Künstler, Musiker oder Schriftsteller? Im Vorwort zum *Tagebuch 1946 – 1949* betont er, dass sein „Schreibrecht niemals in seiner Person, nur in seiner Zeitgenossenschaft begründet sein kann“ und bezeichnet sich als „jüngeren Zeitgenossen“, dem der verehrte Leser, „einmal angenommen, dass es ihn gibt“, vielleicht sein Interesse schenkt. Jede Haltung, auch die demütigste, die sich im Vorwort dem Leser gegenüber zurücknimmt, muss in ihrer Essenz ernst genommen werden, wenn man der Person hinter der Maske näher kommen will. Max Frischs Haltung ist auf den ersten Blick eine Geste der Zurückhaltung, die er teilweise zurücknimmt, wenn er den „verehrten Leser“ bittet, sein Tagebuch in zeitlicher Folge zu lesen. Das macht ihn aber nicht zu einem Autor, der seine Überlegenheit oder Unsicherheit zeigt. Nicht nur Christa Wolf, sondern auch andere Rezensenten schließen von seiner atemlosen Akribie auf einen unüberwindlichen existentiellen Zweifel.² Wenn er das Verb 'versagen' mehrmals verwendet, heißt das aber noch nicht, dass er sich als Schriftsteller oder als Mann überfordert fühlt. Was ihn fordert, ist der Anspruch, sich kein Bildnis zu machen, den er an seine Leser richtet, aber auch an sich selbst. Die Vorstellung, vor dem Ziel zu versagen, zu zweifeln oder sogar zu verzweifeln, kann ein Schrittmacher sein, wie Kierkegaards „Entweder Oder“ zeigt.

1 Zur ästhetischen und ethischen Existenz des Schriftstellers schreibt Kierkegaard in „Entweder Oder“.

2 Vgl. Schmitz, Walter (Hrsg.). Über Max Frisch II. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1976: Christa Wolf: Max Frisch, beim Wiederlesen oder: Vom Schreiben in Ich-Form, August 1975 (S. 11-18). - W.G. Cunliffe: Existenzialistische Elemente in Frischs Werken. 1970 (S. 158-171). - John T. Brewer: Max Frischs Biedermann und die Brandstifter als Dokument der Enttäuschung eines Autors. 1971 (S. 281-293).

Sprichwörter sind oft ehrlicher als gelehrte Abhandlungen. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich“ oder „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert“ gibt spürbarer wieder, was Nietzsches Aphorismus ausdrückt: „Überzeugungen sind gefährlichere Feinde der Wahrheit als die Lüge.“³ Hinterfragen, was auf den ersten und zweiten Blick einleuchtet, ist die eigentliche Mission Max Frischs, in der er sich als Schriftsteller im ästhetischen, ethischen und existentiellen Sinn bewähren muss. Er tut dies in *Andorra*, wo es Andri nicht schafft, sich vom Eindruck abzugrenzen, den die Andorraner von ihm haben. Ebenso in *Stiller*, der um eine authentische Existenz kämpft. Auch *Santa Cruz* und *Biografie* zeigen Protagonisten, die ihr eigenes Leben nicht gewählt haben, weil sie nicht glauben, dass sie das gegen die Gesellschaft oder ihre Gewohnheiten tun können. Der Rittmeister in *Santa Cruz* wäre gern der Freigeist, der Vagant: Pelegrin ist sein Alter Ego, das er nicht leben kann. Kürmann in *Biografie* ist sich der Konsequenz bewusst, die jede Entscheidung in einer normierten Gesellschaft mit sich bringt. Auch Antoinette weiß, dass ihre Entscheidungen berechenbar sind wie die Bewegungen der Spielfiguren einer Spieluhr: „Eigentlich wollte ich nur noch einmal Ihre alte Spieluhr hören. Spieluhren faszinieren mich: Die Figuren, die immer ihre gleichen Gesten machen, und immer ist es dieselbe Walze, man weiß es, trotzdem ist man gespannt jedesmal.“ Wenn Max Frisch sein Stück *Biografie: Ein Spiel* nennt, meint er den spielerischen Versuch mit Erfahrungen und Situationen: Können wir entgegen unseren eingespielten Erfahrungen uns selbst wählen?

In *Nun singen sie wieder* lässt er die Selbstgerechtigkeit zu Wort kommen. Nach all seinen Rechtfertigungen muss der Oberlehrer auch noch in der Anerkennung seiner Schuld seinem Schüler Herbert gegenüber seine Feigheit eingestehen: „Ich konnte mich nicht wehren.“ - „Was taten Sie?“ - „Ich hatte eine Familie, damals noch.“ - „Sie nennen es Familie, wir nennen es Feigheit, was zum Vorschein kam. Sie haben den Mut bewundert in den Versen unserer Dichter, ja, und ich selber bin es gewesen, der diese alberne Sache ins Rollen brachte, damals ...; es war ein Schwindel, was man uns lehrte.“ Das Versagen der Bildung, die die Zeichen der Zeit nicht erkennt und die Jugendlichen sogar ermutigt, für falsche Ideale in den Krieg zu ziehen, hat auch Heinrich Böll in seiner Kurzgeschichte *Wanderer, kommst du nach Spa ...* angeprangert. Max Frisch entlarvt in *Als der Krieg zu Ende war* und in *Biedermann und die Brandstifter* ebenfalls satirisch das Halbwissen der Bildungsbürger, die die Dichter und Denker der Deutschen dem Namen nach kennen, aber nicht gelesen haben. Auf die Frage von Agnes, ob der Kommandant, der sie sehen will, Deutsch spricht, läßt der Jude Jehuda nichts über die Bildung des Kommandanten kommen: „Ober natirlech! Wie a Buch. Er hot seier lieb die Bicher. Er hot a sach Respekt vor dem Geist – un var die Neinte Symphonje von Beethoven! Er hot gesagt: as kein Buch darf verdorben werden. Un a soich das deutsche Buch is seier a schein Buch ... Er will mit Eich reden, Madam.“ - „Ist das wahr?“ - „Gethe, Johann Wolfgang Gethe! Un Marx, Hegel, Gerhard Hoiptmann: Die Waber! Einstein, Ossietzky, allz Nobelpreis – allz deutsche Sprach! ... Wet die Madam kummen?“ Der angepasste Jude, der das Stelldichein vermitteln soll, protzt mit Geistesgrößen, denen wir große Werke, Medaillen und Nobelpreise verdanken. Als wäre ein Kommandant, der Liebesdienste fordert, weniger barbarisch, wenn er Bildung hat! In *Nun singen sie wieder* rechnet Herbert nicht nur mit dem Oberlehrer und seinen todbringenden Worten ab, er fordert auch den Geist heraus, an den er vergeblich geglaubt hat: „Ich zeige Ihnen, was Sie uns niemals gezeigt haben: die Wirklichkeit, die Leere, das Nichts-“ - „Ich verstehe nicht.“ - „Deswegen stehen Sie hier.“ - „Weswegen?“ - „Ihre Hinrichtung ist eine vollkommene. Wir erschießen nicht Sie allein, sondern Ihre Worte, Ihr Denken, alles, was Sie als Geist bezeichnen, Ihre Träume, Ihre Ziele, Ihre Anschauung der Welt, die, wie Sie sehen, eine Lüge war -“ Der begabte Schüler schlägt seinem Lehrer die Wahrheit ins Gesicht: „Der Verbrecher, wie sie mich nennen, er ist dem Geiste näher, er fordert ihn durch die Gewalt heraus, er ist ihm näher als der Oberlehrer, der vom Geist redet und lügt ... Das ist alles, was ich sagen wollte.“ - „Das ist alles.“ - „Ich werde töten, bis der Geist aus seinem Dunkel tritt, wenn es ihn gibt, und bis der Geist mich selber bezwingt. ...“⁴

Wer so spricht und schreibt, hat seine eigenen Erfahrungen als Wehrdienstleistender, seine eigenen

3 Friedrich Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches*, Stuttgart 1965, S. 312. Zit. in: W.G. Cunliffe s.o.

4 Zweiter Teil, fünftes Bild.

Zweifel über Gedanken, die er in *Blätter aus dem Brotsack*⁵ niedergeschrieben hat. Als Kanonier hat Max Frisch den unbedingten Gehorsam, den Dienst am Vaterland akzeptiert, weil er nicht nur empfangen, sondern auch geben wollte: „... all die Jahre hat man empfangen, als Eidgenosse ohne Eid, und nun kommt die Stunde, wo wir vielleicht zahlen müssen.“ Er gelobte, das Vaterland zu lieben und es zu verteidigen, aber vor einer absoluten Hingabe an das Vaterland schreckte er auch damals zurück. Wo unser Gewissen gebietet, werde uns bewusst, dass wir noch eine andere Heimat haben:

Aber auch wir, die wir eine Fahne haben, einen Flecken auf der Erde, wo uns nur das Gewissen gebietet, müssen eine letzte Heimat erst suchen, und wer weiß, ob sie auf dieser Erde ist? Wir wollen das Grenzenlose, ob man es Herrgott nennt oder anders, nicht preisgeben und aus dem Boden, den es uns lieb, niemals einen Götzen machen, der den Menschen in uns erwürgt; wir werden unser Vaterland lieben und es verteidigen, niemals anbeten.

Aus Ehrfurcht zieht er aus, ringt er mit seinem Gewissen und läßt nicht ab, alles zu hinterfragen. Liegt nicht eigentlich darin seine Mission, seine Berufung, der Ruf, dem er folgt? Wenn Stiller verzweifelt versucht, seine Identität zu finden, kann er Rolfs Rat, an Gott zu glauben, nicht annehmen: „Es macht dich stutzig, daß du selber noch darum flehen mußt, glauben zu können; dann hast du einfach Angst, Gott sei deine Erfindung ... (Stiller S. 513)⁶ Letztlich kann er nicht wählen. Kann er sein Leben annehmen? „Wir werden geboren, haben nicht um unser Leben gebeten, nicht unser Vaterland gewählt.“ So schreibt Max Frisch in *Blätter aus dem Brotsack*. Trotz oder gerade wegen seines Erfolgs zweifelt er nach den vielen Aufführungen und den hohen Verkaufszahlen seiner Publikationen an seiner Aufgabe als Schriftsteller: Für wen schreibt er? Wer liest sein Tagebuch, wer hört sein Hörspiel, wer sieht (und hört) sein Theaterstück? Was machen die Leser, Hörer oder Zuschauer mit seiner Botschaft? Seine Zweifel sind die Zweifel aller Schreibenden. Die Art und Weise, wie er in seinen Stücken desillusioniert und verfremdet ist nicht eigentlich sein Versuch, dem ethischen und ästhetischen Anspruch gerecht zu werden. Sind Ironie und Groteske als Folge seiner Verzweiflung über der fehlenden Akzeptanz des Appells in seinen Werken nicht eigentlich Evidenz seiner Verantwortung? Manchmal hat er die Möglichkeit, sein Publikum kennen zu lernen. Zum Beispiel durch Leserbriefe. Dann ist seine Antwort vielleicht ein verzweifelter Versuch, sie (oder wenigstens einen!) zu erreichen. Am Ende seiner Einträge im *Tagebuch* von 1946 steht der Entwurf eines Briefes an einen jungen deutschen Obergefreiten, der ihm vorwirft, dass er als Ausländer, also einer, der gar nicht dabei gewesen ist, vom Tod schreibt. Er hat wohl *Nun singen sie wieder* im Dezember 1946 in München gesehen und zweifelt, dass ein wohlbehüteter Schweizer über Erfahrungen verfügt, die ihn berechtigen, so ein Drama zu schreiben. Im zweiten Entwurf seiner Antwort, die er auch nicht abschickt, geht er nicht mehr auf selbstgerechte Rechtfertigungen ein, von denen er so viele in Briefen aus Deutschland gelesen hat. Auf die Frage der Zuständigkeit der Schriftsteller im Ausland geht er im dritten Entwurf ein. Er hält es für gerechter, sich nicht einzumischen, sondern beide Seiten zu sehen. „Wir hatten sogar, was die Kriegsländer nicht haben: nämlich den zwiefachen Anblick. Der Kämpfende kann die Szene nur sehen, solange er selbst dabei ist; der Zuschauer sieht sie immerfort.“⁷ Der Schreibende ist aber nicht nur Zuschauer. Er meldet sich zu Wort.

Bei der Rezension zu *Totenwald* von Ernst Wiechert fällt ihm auf, dass der Autor das Menschengeschlecht insgesamt anklagt, nicht die Deutschen. Mit Bezug auf das Unrecht an den Juden schreibt Wiechert: „Und mochten jene (die Juden) schuldig sein an manchem in der Summe ihres Lebens, mochte das ganze Volk schuldiger sein als andere Völker ... Furchtbarer war niemals gebüßt worden, als jene büßten.“ Er spricht nicht aus, wofür sie büßten. Die Kollektivschuld der Deutschen erwähnt er gar nicht. Diesen Gedanken dürfte er angesichts der Gräueltaten, die verübt wurden, aber nicht übergehen. Max Frisch warnt, dass in diesem Denken die eigentliche Mitschuld

5 Frisch, M. (1976). Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Suhrkamp, Frankfurt a.M. Bd.1, S. 111-174.

6 Zit. in Cunliffe, W.G. (1970). Existentialistische Elemente in Frischs Werken. In: Schmitz, Walter (Hrsg.). Über Max Frisch II.

7 Vgl. *Über Zeitereignis und Dichtung*. In: Kleine Prosaschriften 1945-1949. In: Frisch, M. (1976). Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Suhrkamp, Frankfurt a.M. Bd.2, S. 285-289.

liegt: „Und daß dieses sein eigenes Denken vielleicht schon eine Mitschuld sein könnte an alledem, was er mit Ekel und Entsetzen sieht, wird nicht erwogen.“ An Bi, den Verfasser des Leitartikels in der NZZ vom 23.05.1945, der ihn bezichtigt, dass in *Nun singen sie wieder* „der Terror als Hervorlocker des Geistes beschönigt und die Schuld nicht der brutalen Unmenschlichkeit, sondern dem Versagen des Geistes vor der Gewalt zugeschrieben wird“ antwortet er in einem Brief: „Die bloße dumpfe Bestie, die nichts anderes kann und kennt, ist nicht das Ungeheuerliche; denn sie ist leicht zu erkennen. Ungeheuerlich scheint mir die Bestie mit dem Geist, der so hoch fliegt, daß er den gleichen Menschen nicht hindert, eine Bestie zu sein. Ungeheuerlich ist das Janusköpfige, die Schizophrenie, wie sie sich nicht nur innerhalb des deutschen Volkes, sondern innerhalb des einzelnen Menschen offenbart hat.“

Max Frisch hat 1945 zur Aufgabe des Schriftstellers in der Zeit des Nationalsozialismus und danach deutlich Stellung genommen.⁸ Seine Sprache in *Über Zeitereignis und Dichtung* ist nüchtern und ernst. Es ist eine Ansprache an alle deutschsprachigen Schriftsteller. Im Gegensatz zur niederschmetternden Aussage Adornos⁹ schreibt er jetzt erst recht gegen Mittelmäßigkeit, Feigheit und Philistertum. 1946 schreibt er im dritten Entwurf des Briefes an den jungen deutschen Obergefreiten, was seiner Meinung nach die Aufgabe des schreibenden Zeitzeugen ist:

Wer in jenen Jahren schrieb und zu den Ereignissen schwieg, die uns zur Kenntnis kamen und manches teure Vertrauen erschütterten, am Ende gab natürlich auch er eine deutliche und durchaus entschiedene Antwort dazu; er begegnete der Zeit nicht mit Verwünschungen, nicht mit Sprüchen eines Richters, sondern mit friedlicher Arbeit, die versucht, das Vorhandensein einer andern Welt darzustellen, ihre Dauer aufzuzeigen. Er äußerte sich zum Zeitereignis, indem er es nicht, wie andere fordern, als einzige Wirklichkeit hinnahm, sondern im Gegenteil, indem er ihm alles entgegenstellte, was auch noch Leben heißt. Vielleicht wäre das, sofern es nicht zur bloßen Ausflucht wird, sogar die dringendere Tat, die eigentlich notwendige.

Die deutliche und entschiedene Antwort kann und will Max Frisch auch nicht geben. Einerseits ist er sich viel zu sehr bewusst, dass er ebenso Gewohnheiten ausgesetzt ist wie jeder andere auch. Bevor er anklagen könnte, müsste er selbst zuerst prüfen, was er falsch macht. Andererseits untersucht er noch die Hintergründe gesellschaftlicher Handlungsweisen. Kann mit anderen mitfühlen, wer ihr Leid nicht selbst erlebt hat? Wäre er selbst in der Lage, aus großer Entfernung eine Bombe abzuwerfen? Beim Flug über die Alpen kommen ihm diese Gedanken. „Über einem Städtchen, das wie unsere architektonischen Modelle anzusehen ist, entdeckte ich unwillkürlich, daß ich durchaus imstande wäre, Bomben abzuwerfen.“ Er kann sich aber nicht vorstellen, auf einen Menschen, den er vor sich hat, mit dem Messer zuzugehen.¹⁰ Der Distanz, die uns die Technik schafft, stellt sich die vermeintliche Nähe entgegen, die uns die Medien vermitteln. Wir nehmen das Leid von Menschen wahr, denen wir niemals begegnen werden. Die Anonymität der modernen Gesellschaft hat eine ähnliche Wirkung. In einer Stadt mit 100000 Einwohnern leben Menschen im gleichen Wohnblock und begegnen sich, ohne einander kennen zu lernen. Ihr Gewissen ist aber rein, denn sie geben dem Bettler an der Ecke eine Münze. „Selig sind die Friedfertigen“, sagt der Pfarrer in der Sonntagspredigt. „Das sind wir!“, sagen sie. Sie wollen ja ihren Frieden und ihre Ruhe! Die Mischung aus Halbbildung, Scheinheiligkeit, Egoismus und Feigheit ist explosiv, denn die Leute glauben an die eigene Tradition mehr als an wissenschaftlichen Fortschritt, sie stellen die eigene Nation über alle anderen, den Erhalt der eigenen kulturellen Identität über das Interesse an der Kultur der Fremden, die zu ihnen kommen. Angst vor Überfremdung, Kulturverlust und Gewalt wird durch die sozialen Medien geschürt und Verschwörungstheorien werden im Internet verbreitet. Der bürgerliche Mittelstand kämpft in Wirklichkeit um den Erhalt seines Lebensstandards. Kulturelle Identität verliert er ja nicht, solange er noch das heimatische Essen und sein Lieblingsgetränk hat. Die Warnungen der Rechten hört er mit Genugtuung, weil sie ihre Befürchtungen bestätigen („Hab' ich's nicht immer gesagt!“). Biedermann öffnet also den

⁸ Insbesondere in *Über Zeitereignis und Dichtung*. S. 285-289. Vgl. Fußnote 7.

⁹ Adorno, Th.W. (1951). Kulturkritik und Gesellschaft. Sein grundlegendes Misstrauen gegenüber den Möglichkeiten der Literatur spricht er so aus: „Alle Kultur nach Auschwitz, samt der dringlichen Kritik daran, ist Müll.“

¹⁰ Vgl. *Nach einem Flug*. In: Tagebuch 1946-1949. In: Frisch, M. (1976). Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Suhrkamp, Frankfurt a.M. Bd. 2, S. 382-392.

Brandstiftern Tür und Tor, auch dann noch, wenn sie offen über ihre nationalen Pläne und die der ethnischen Säuberung sprechen. Während sie die Lunte des faschistischen Benzintanks anzünden, deckt Biedermann ihnen den Tisch, an dem sie mit der politischen Mitte fröhlich tafeln. Wir sind ja Christen, Demokraten und gute Nachbarn, die nicht zurückzucken, wenn sich Andersdenkende an ihren Tisch setzen!

Max Frisch sieht seine Mission im unermüdlichen Kampf gegen Denkfaulheit, Dünkel und Duckmäusertum. Als gewissenhafter Dramaturg kann er sich nicht mit dem Drehbuch begnügen, denn er weiß, dass der Brandstifter neben dem Biedermann im Parkett des Theaters sitzt. Den Eintritt haben beide bezahlt. (Wer kein Geld hat, bleibt sowieso draußen). Der Bildungsbürger ist sich sicher, dass die Botschaft an die gerichtet ist, die nicht anwesend sind, denn er hat seine Erfahrungen und weiß es besser! Er nimmt den Brandstifter nicht wahr, der neben ihm sitzt. Dieser plant schon seinen nächsten Auftritt auf den Brettern, die ihm die Welt bedeuten. Vielleicht hat er sich anders entschieden und ist gar nicht zur Abendvorstellung gekommen. In Wirklichkeit ist das Stück ja auch nicht an ihn gerichtet, sondern an die selbstgerechten Biedermänner, die den Brand nicht verhindern. Max Frisch meint den Großbrand der extremen Rechten, aus dem der Faschismus entsteht, wenn sich die mittelmäßige Mitte nicht mehr gegen Nationalstolz und Xenophobie wehrt. Ein Brandstifter findet immer einen Biedermann, der ihm Tür und Tor öffnet.

Dieses Stück hat keine Lehre und das Nachspiel ist uns schon bekannt. Das einzig sinnvolle Nachspiel ist im Sinne des Appells, den Max Frisch 1945 an die deutschsprachigen Zeitzeugen gerichtet hat, ein Vorspiel. Vor der Theateraufführung steht die Schulbildung, die den Jugendlichen die Möglichkeit, in der Literatur Lebenserfahrungen zu sammeln, lebensnah vor Augen führt. Das „Lehrfach“ Herzensbildung ist fächerübergreifend. Es gibt den Heranwachsenden im Geschichtsunterricht, im Literaturunterricht der Sprachen, aber auch im Biologieunterricht und in den anderen Wissenschaften Einblick in die wesentlichen Lebensmotive und Erlebnisse, die für die Herausforderungen, die an sie als Erwachsene gestellt werden, überlebenswichtig sind.

Die Atombomben, die am 6. August 1945 auf Hiroshima und am 9. August desselben Monats auf Nagasaki fielen, nicht lange nach der Kapitulation der deutschen Wehrmacht, hatte die Kapitulation Japans am 2. September zur Folge. Den 100000 Toten der Bombenangriffe folgten bis Ende 1945 noch 130000, die an den Nachwirkungen gestorben sind. Es ist wichtig, dass wir dieser unmenschlichen Aktionen gedenken. Die Tatsachen, die zur Tragödie führten, müssen aber so dargestellt werden, dass Motive und Entscheidungen nachvollziehbar sind und den Lernenden helfen, sich eine eigene Meinung zu bilden. Monster sind nicht nur die Kriegstreiber, sondern auch ihre Handlanger und Vollstrecker. Wer einer zukünftigen Hydra nur die Köpfe abschlägt, kann sie nicht besiegen. Wer versucht, die Hydra zu verhindern, gibt ein Beispiel, das viele zum Widerstand ermutigt. Wir können den Brand nur verhindern, wenn wir unsere Jugend anleiten, Nachbarn zu werden statt Biedermänner.

Wenn Nachbarn aus anderen Ländern kommen, ist der Kanon deutscher Schriftsteller unangemessen, es sei denn, auch Schriftsteller anderer Kulturen kommen zu Wort. Selbst kritische Jugendliche verlieren das Interesse an Texten, die ihnen nicht die Möglichkeit geben, über ihre Gesellschaft offen zu diskutieren. Vor politischen Kriterien stehen zwischenmenschliche Auseinandersetzungen, die den Jugendlichen ermöglichen, mündige Mitbürger zu werden, die ihren eigenen Lebensweg finden. Die normierte Gesellschaft hat es mit ihren demokratischen Parteiprogrammen nicht einmal geschafft, Hunger und Gewalt zu verbannen oder die Umweltkatastrophe zu verhindern. Auf der Suche nach neuen Modellen einer Lebensweise im Einklang mit der Natur brauchen wir unsere Jugend.

Victor Hugo, Voltaire und Zola haben sich nicht an die Seite einer politischen Partei gestellt. Sie haben die Sache der Benachteiligten gegen eine gnadenlose Gesellschaft verteidigt. Adam Smith und Karl Marx haben für eine menschliche Wirtschaft gekämpft, nicht für Kapitalismus und auch nicht für Kommunismus. Die Biedermänner, die glauben, dass sie mit exakten Einordnungen der Fakten in vorgefertigte Kategorien unsere Jugend ausbilden können, sind nicht besser als die Schulmeister, wie sie Dickens in *Hard Times* charakterisiert. In Wirklichkeit sind sie weitaus gefährlicher, denn sie lassen eine Jugend, die in Gefahr ist, nach dem Verlust der Unschuld bis zur

Selbstaufgabe zu verrohen, im Glauben, dass nur der Erfolg zählt und der Stärkere gewinnt. Was hilft es, wenn wir uns christlich und gebildet nennen, aber die wesentliche Botschaft nicht verstanden haben? Was nützt die Bibel, welchen Sinn hat ein Bücherregal, wenn wir nicht verstehen, was Kultur ist und woran man sie erkennt? Und die Annahme eines Vorurteils fällt leicht. Wer Einwanderer in einem Integrationskurs unterrichtet, erkennt bestenfalls die Kultur des Elternhauses, aber niemals die der Nation.

Im Fußball kann man Mannschaftsgeist bewundern, aber man muss auch mit Gewalt und Rassismus rechnen. Eine Geste sagt dann mehr als viele Worte, wenn eine Spielerin am Boden liegt und die Gegnerin, die sie mit einem Foul aus dem Gleichgewicht gebracht hat, ihr den Stiefel in den Rücken stemmt. Ein Einzelfall? Die Moderatorin findet die rote Karte nicht angemessen. Ist das Foul ein Reflex des Kampfgeistes? Wenn Spielerinnen einer Mannschaft im Achtelfinale der Weltmeisterschaft der Damen ihren Gegnerinnen so auf den Fußrücken und die Fersen treten, dass die Achillessehne in Gefahr ist, dann sieht man die fehlende Kultur, auch ohne den Stand ihrer Bildung zu kennen. Die angemessene Reaktion der Schiedsrichterin wäre eine Unterbrechung des Spiels und eine Ermahnung der Mannschaft. So könnte sie als Repräsentantin der Fifa ein Exempel statuieren. Leider geben Beispiele von Arroganz dem Publikum ein falsches Bild, obwohl sich viele Zuschauer wünschen, dass das gute Beispiel im Fußball ihre Jugend motiviert. So verstörend in einem Spiel die Geste des Fußballstiefels im Rücken der „Besiegten“ aber auch sein mag, sie kann nicht die überraschende und weit reichende Wirkung des disziplinierten Spiels einer Mannschaft in einer anderen Begegnung haben, die es nur mit wenig Unterstützung ihres Landes, das die Liga 2019 aufgeben wollte, mit großem Durchhaltevermögen geschafft hat, an der Weltmeisterschaft teilzunehmen, und die gegen eine europäische Profimannschaft im Viertelfinale ihre sportliche Haltung bewahrt.

Vielleicht ist es das fehlende Beispiel der Erwachsenen, vielleicht sind viele Jugendliche enttäuscht von Ihren Eltern, die es nicht geschafft haben, Ihr Leben auf ein sinnvolles Lebensziel auszurichten. Ihre Vorbilder sind die Superhelden der Gothic Novels, Stars der Pop- und Rockszene oder bestenfalls erfolgreiche Sportler. Wie können Sie Ihrem Leben eine andere Richtung geben als Erfolg, und wenn es nur Followers sind, die sie liken statt Fans? Wie können Sie die Liebe als Geschenk und Herausforderung erleben, wenn sie nicht lernen, sich selbst und andere Menschen zu respektieren und auf die anderen zuzugehen? *Homo Faber* als Abilektüre verlangt den Abiturienten Erfahrungen in Liebesbeziehungen ab, die sie gar nicht haben können. Es könnte den Lehrenden, die diese Lektüre im Unterricht einsetzen, eher um die thematische Analyse gehen, nicht um die existenziellen Zweifel des Mannes, der die Natur mit Hilfe der Technik zu beherrschen glaubt. Aber gerade in diesem auch für leseungewohnte Jugendliche erschwinglichen Roman könnte man erkennen, wie wichtig es ist, in der Fremden die Tochter zu sehen, in der anderen Kultur die Fehler der eigenen, in der Frau die Mutter einer Tochter, kurz gesagt im Anderen den Nachbarn, nicht den Fremden.

Lörrach, den 12. August 2023

Bernhard Wahr

Copyright ©

All rights reserved. Apart from any fair dealing for the purposes of research or private study, or criticism or review, no part of this article may be reproduced, stored or transmitted in any form or by any means without the prior permission in writing from the publisher.